Nr. 5 — Leipzig, den 23. Januar — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1860)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Glaube — Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen 3 — Was sollen unsere Jünglingsvereine? — Verschiedenes: Zur Statistik des Kirchenbesuchs; Kirchliche Versammlung in Berlin; Wegen Beschimpfung der römischen Kirche verurteilt; Die Verhandlungen mit Rom und die Germania; Franziskanerinnen in Elberfeld; Der päpstliche Nuntius in Paris; Rom und die Revolution in Irland; Wachstum des Protestantismus in Nordamerika; Trinkerasyle in Hannover; Britische Bibelgesellschaft; Der Auswurf Londons

Glaube

„Und die Apostel sprachen zu dem Herrn: Stärke uns den Glauben! Der Herr aber sprach: Wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn' und saget zu diesem Maulbeerbaum: Reiße dich aus und versetze dich ins Meer, so wird er euch gehorsam sein." (Luk. 17, 5. 6). —

„Stärke uns den Glauben!" Die Jünger verlangen, der Herr soll etwas Außerordentliches thun zur Stärkung ihres Glaubens. Sie vergessen, daß seine lebendige Gegenwart, die Luft seines Wirkens und Geistes, die sie umgiebt, die unvergleichlich beste Stärkung ihres Glaubens ist. Der Herr antwortet ihnen auch nicht auf ihre Frage. Er thut kein Zeichen oder Wunder. Er schenkt ihnen keine neue Kraft und wendet kein neues Mittel an, ihr Gefühl in den höheren Schwung der Begeisterung zu versetzen. Er beweist auch seine Lehre nicht mit neuen Schlüssen und Gründen. Denn der Glaube kommt nicht durch Zeichen und Beweise, er kommt aus der Predigt (Röm. 10, 27), d. h. aus dem lebendigen Zeugnis der Erfahrung, aus dem felsenfesten Bekenntnis. Man kann dem, der nicht glaubt, den Glauben nicht mit Begriffen, Gründen und Wundern begreiflich machen; man kann seinen Unglauben nur überwinden durch die Gewalt der eigenen Persönlichkeit, die im Glauben lebt, stark und selig ist. Glaube entzündet Glauben, wie das Feuer sich fortpflanzt kraft seiner inneren Natur. Und wie das Feuer dadurch sich erhält und stärkt, daß es eben brennt, so erhält und stärkt sich der Glaube dadurch, daß er wirkt und Thaten thut.

Und so ist des Herrn Antwort doch eine Antwort. Er verweist die Jünger, ihren Glauben zu stärken, auf das Feld der That.

Freilich, der natürliche Sinn haftet gern an der Schale des Jesuswortes. „Wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn und saget zu diesem Maulbeerbaum: Reiße dich aus und versetze dich ins Meer, so wird er euch gehorsam sein." Wie? Jahrhunderte sind vergangen, und kein Gläubiger hat dies Wunder versucht, und wer es etwa versucht hätte, dem ist es mißlungen. Ist darum die Rede des Herrn nicht wahr? Oder hat es in der Christenheit nie Glauben gegeben?

Der Glaube braucht und begehrt nicht Wunder, sagt der Herr seinen Jüngern, sondern er *thut* Wunder. Er vermag alles.

Glaube! Wie oft hat man ihn beschrieben, wie viel um ihn gestritten, und doch: was ist der Glaube? Diese Gottesgabe, die um Geld und Ehren nie feil ist und unerreichbar durch Arbeit, Gewalt, Wissen und Kunst? Unscheinbar und unsichtbar ist er vielen, aber er stammt von oben und macht die Erde schon zum Himmelreich. Glaube ist Ueberzeugung, Glaube ist Gewißheit, Glaube ist Zuversicht, ist Kühnheit. Glaube ist Friede und Freiheit, Seligkeit und Herrschaft. Er ist der Sieg, der die Welt überwindet. Er schaut nicht rückwärts, sondern vorwärts, allein auf seine Gaben und Aufgaben. Er sieht nicht auf die Menschen und die Welt, sondern auf Gott. Er erfaßt etwas Gegenwärtiges, das stets Gegenwärtige, das Ewige als seine Verheißung, als sein Recht und seinen Besitz. Und das alles — *weil er Vertrauen ist, Vertrauen auf den lebendigen Gott.*

Das Vertrauen ist, obwohl von vielen nicht darauf geachtet, geschweige viel davon geredet wird, auch unter Menschen das größte Kleinod: das Licht des Familienlebens, die Kraft des Volkstums, das Mark eines jeden Lebenskreises. Wo das Vertrauen fehlt, ist's öde, einsam und kalt. Wo man es mißbraucht und bricht in Lüge und Verrat, da ist's schauerlich, ein Ort des Verderbens. Aber wo das Vertrauen blüht, da schlagen die Herzen fröhlich einander entgegen und sind mannhaft und stark im gemeinsamen Handeln. Da wohnt die Freiheit des Wortes, der Mut der Bitte, die Kraft der That, die Geduld des Ausharrens, die Gewißheit der Treue. Da steht die Seele dem Unsichtbaren offen, und Wort und Geist wirken dort als Boten, als Waffen, als Werkzeuge, als Früchte des Vertrauens. Ist nicht persönliches, wahrhaftiges Vertrauen auch die höchste Ehre, die wir uns unter einander erweisen können, und das Band des Friedens? Ist's nicht der Brunnen der Wahrhaftigkeit und der Schlüssel zu den Menschenherzen? Zaubert es nicht den Frohsinn aufs Angesicht und den Glanz ins Auge? Löst es nicht lange verhaltenen Schmerz in milde Trauer? Ist es nicht der Widerschein der Liebe und das Zeichen innerer Freiheit, der Hort und Adel jeglicher Gemeinschaft?

Wohlan, *Vertrauen* ist auch der Glaube, der Christen macht, *Vertrauen allein auf den lebendigen Gott.* Wie selig, wie mächtig muß dieser Glaube sein. Denn wir haben einen gewaltigen Gott, und niemand soll uns den großen, starken Gott klein machen. Gott sei Dank, dieser Gott ist kein Schriftgelehrter, der erst Formeln von uns verlangte und Lehrsätze. Er ist auch kein Anwalt, der erst mit uns rechtet, und kein Kaufmann, der mit uns handelt um unser Heil. Nein, unser Gott ist der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, gnädig, liebreich und getreu, ein Erbarmer und ein Heiland. Er will, daß wir ihm vertrauen und zu ihm kommen sollen. Mitten hinein in die Welt, in die sündige Menschheit stellt er deshalb das Evangelium von seinem lieben Sohn und seinem himmlischen Reich, ruft uns und ladet ein: Kommt alle her zu mir ans Vaterherz! Nichts, gar nichts braucht ihr mitzubringen, als das Vertrauen, das meine Liebe weckte und meine Güte hinnimmt. Nicht, *weil* ihr glaubt, schenke ich euch das Heil, sondern um meinetwillen, aus freier Gnade gebe ich's euch, *damit* ihr mir vertraut und im Vertrauen selig seid. Wollt ihr einen Bürgen? Seht Jesum Christum an. In ihm vergebe ich euch alle Sünde, in ihm nehme ich euch zu Gnaden an, nehme euch auf in mein Haus.

Wir können unseren Vater im Himmel nicht höher ehren, ihm nicht besser dienen, als wenn wir seine Einladung annehmen,

und ihm aus ganzer Kraft vertrauen. Das ist Glaube. Unser Gott und unser Glaube gehören alle Zeit zusammen. Ja, der Glaube nimmt Gott selbst in sich auf. Darum: ist Gott mächtig, wirksam, liebreich und treu, so ist's der rechte Glaube auch. Darum wird der Glaube uns nicht bloß Stab und Krücke, sondern der Fittich, auf dem wir uns aufschwingen über diese Welt. Der Glaube vermag alles, und die Welt des Glaubens ist die Welt der Thaten.

Aber gerade weil der Glaube in Gottes Namen über alles Macht hat, gelüstet ihn nicht nach Herrschaft und nach irdischem Vorteil. Deshalb drängt er sich auch nicht vor und versucht Gott nicht. „Alles ist euer, ihr aber seid Christi.“ Und ob wir auch große Thaten verrichteten, nicht darüber sollen wir uns freuen, sondern darüber, daß unsere Namen im Himmel geschrieben sind (Luk. 10, 20), daß wir beten und glauben dürfen. In dieser Freude wenden wir uns der Prüfungsstätte unseres Glaubens zu, nämlich der Lebensstellung, die uns Gott gegeben hat. Hier soll unser Glaube Thaten thun. Hier soll jeder in seinem Gebiete walten, jeder seine Welt, die Welt im Kleinen, durch den Glauben beherrschen. Da brauchen wir nicht auf besondere Gaben, Arbeiten und Hindernisse zu warten. Ein jeglicher Tag hat seine Plage. Und der Glaube geht nicht auf Abenteuer aus, stürzt sich nicht auf Arbeiten, die fern liegen und unnütz sind; sondern, was er vorfindet, das nimmt er auf sich. Wie der Apostel spricht (Phil. 4, 12 f.): „Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beide sattsein und hungern, beide übrig haben und Mangel leiden; ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus“ — so schafft der gläubige Christ an sich selbst und an der Welt, je nachdem Gott ihm zu thun giebt. Gegen seine eigenen Leidenschaften und Lüste lernt er kämpfen und überwindet die Sorge und Betrübnis seines Herzens. Er lernt das ungeduldige Herz stillen und sprechen: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ Er lernt das Vertrauen rechter Buße, das immer wieder dem himmlischen Vater seine Fehltritte offen bekennt und immer aufs neue der göttlichen Barmherzigkeit sich getröstet, er lernt den Segen des Gebets, die Kraft der Pflichterfüllung und des Entsagens und er versteht, daß der rechte Glaube wächst in Trübsal und Anfechtung. Er lernt auch das Schwerste: dem bittersten Feinde vergeben und wohlthun, ja segnen, die uns fluchen. Das ist die Wunderkraft des rechten Glaubens, welcher die Welt umwandelt. Aber an diese Kraft des Glaubens müssen wir — glauben.

W. B.

Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen

3. Moskau und Wittenberg im Kampf; der „große offizielle Betrug“

Zwei Geistes- und Kulturwelten sind es, die wir seit fast fünfzig Jahren an den Gestaden der Ostsee einen freilich sehr ungleichen Kampf durchringen sehen; sie sind bezeichnet durch die Worte: Moskau und Wittenberg, Byzantinismus und Protestantismus; auf der einen Seite eine Kirche, die zwar für slawisches Wesen manches volkstümliche Element in sich trägt, deren geistiges Salz aber unter lauter toten Zeremonien schon längst dumm geworden ist, die daher zu ihrem Bestehen wie zu ihrer Ausbreitung fleischliche Waffen, ja sogar Waffen der Ungerechtigkeit anwendet; auf der anderen Seite eine Kirche, die auf dem Boden deutschen Geisteslebens erwachsen, für ihr Recht nur geistige Hilfsmittel benutzt und ihren Beruf und ihren Stolz darin erblickt, das Geisteserbe der Reformation treu zu hüten und zu verteidigen, möge auch ihr Recht noch so brutal mit Füßen getreten und ihr selbst die Freiheit im Gebrauch jener rein geistigen Waffen verkümmert werden.

Das Zeichen zum Ausbruch des Kampfes gab 1836 die vom Zar Nikolaus befohlene Errichtung eines griechisch-katholischen bischöflichen Vikariats zu Riga, woraus jetzt ein Erzbistum geworden ist. Zwar wurde offiziell versichert, dies geschehe nur, um die in und bei Riga zahlreich wohnenden russischen Sektirer (Raskolniki), die sich 200 Jahre früher unter den Schutz der mächtigen protestantischen Hansestadt geflüchtet hatten, leichter bekehren zu können; aber bereits 1841 wurde die eigentliche Aufgabe dieses Bistums offenbar. Die Jahre der Hungersnot 1841, 1845 und 1846 bezeichnen den Beginn der griechisch-katholischen Propaganda, indem da 60000 livländische und esthländische Landleute zur russischen Staatskirche „bekehrt“ wurden, welche Zahl bis 1886 (Kurland eingeschlossen) auf etwa 150000 gestiegen ist.

Wie dies geschah, das war einfach schnöde Seelenfängerei. Man erweckte in den Leuten durch heimliche Agenten die Hoffnung, sie würden durch Anschluß an die griechisch-katholische Kirche freies Korn, Befreiung von der Kopfsteuer, ja sogar freies Land erlangen. Der Druck äußerer Not infolge wiederholter Mißernten lastete damals trotz opferwilliger Hilfe der deutschen Gutsherren schwer auf dem baltischen Landvolke, tiefe Erregung ging durch die Gemüter, phantastische Hoffnungen auf bessere Zeiten wurden geweckt, ja es traten Propheten im Volke auf, die mit Berufung auf die Weissagungen bei Daniel 11, 39 und 12, 1 von einem großen Fürsten Michael, den man sofort mit dem russischen Großfürsten Michael identifizirte, Errettung aus der Not und Verteilung des Landes unter die Armen erwarten lehrten. Die Bekehrungen erfolgten nun in der Weise, daß die lutherischen Bauern sich bei einem russischen Popen auf den Namen des Kaisers oder eines Großfürsten „anschreiben“ ließen, in der Erwartung, durch diese mächtigen Herren sogenanntes „Seelenland“ zu erlangen. Eigentlich mußte nach griechisch-katholischem Kirchengesetz zwischen der Anschreibung und der Aufnahme in den Schoß der Kirche ein Zeitraum von sechs Monaten verstreichen und, ehe die Salbung oder Firmung geschehen durfte, dann erst noch ein sechswöchentlicher religiöser Unterricht vorhergehen. Dieses Gesetz ignorirten die russischen Popen völlig, auf geheime Instruktionen des heiligen Synods in St. Petersburg sich berufend. Meist folgte die Salbung dem Anschreiben auf dem Fuße. Sie vollzog sich in sogenannten „fliegenden Kirchen“, welche, allerdings gegen den Willen der Regierung, aber einem tief innerlichen Bedürfnis der Popen entsprechend, auf dem flachen Lande meist in den Schänken errichtet wurden; eine mit Heiligenbildern bemalte tragbare Bretterwand vertrat die Stelle des Ikonostas, hinter dem sich das Allerheiligste mit dem Altar befindet; die „Angeschriebenen“ wurden vor diese Wand geführt und mit dem Rücken gegen das Allerheiligste gestellt; nun mußten sie die Abschwörungsformel laut nachsprechen: „Ich entsage dem unreinen lutherischen Glauben“; darauf rief der Pope: „Nun so wendet euch der Sonne zu!“; sie drehten sich um, und, nachdem ihnen nun die Sonne des Allerheiligsten aufgegangen war, wurden sie gesalbt oder gefirmt. Diese Salbung nach griechischem Ritus besteht in einer kräftigen Einreibung mit geweihtem Oel an Kopf und Brust, und oft wurde diese sakramentale Einreibung so stark vorgenommen, daß kleinere Kinder darüber krank wurden.

Als die lutherischen Geistlichen Livlands gegen den Bischof Philaret sich darüber amtlich beschwerten, daß er nicht den gesetzlich geordneten sechswöchentlichen Unterricht vor der Firmung vorangehen lasse, gab er zur Antwort: „Die griechische Kirche hat eine so große Anzahl heiliger und segensreicher Gebräuche, daß dieselben anstatt des Unterrichts dienen und denselben völlig ersetzen.“

Ein widerwärtiger Zug der Verlogenheit und List dem armen irregeleiteten und geängstigten Landvolke gegenüber war und ist auch die Methode der russischen Geistlichen, daß sie die Konvertenten schwören lassen: sie wollten aus ganz reinem Herzen, ohne Erwartung irdischer Vorteile, übertreten. Dadurch wurde geradezu der Meineid hervorgerufen; denn wenn auch nicht die Popen selbst, so hatten doch ihre Diatschoks oder Küster vorher das Volk genugsam durch Versprechung irdischer Vorteile bearbeitet und zur Eile ermahnt. So hieß es z. B. 1846 in der Nähe von Dorpat: Es ist nur noch wenig Zeit zum Anschreiben, das Listenpapier ist bald zu Ende, der Pope hat nur noch zwei Tönnchen Oel zur Salbung übrig; darum beeilt euch! Wer es jetzt versäumt, wird nie angenommen, ja er verfällt schweren Strafen, er wird wieder unter die frühere Leibeigenschaft seines

Gutsherrn gestellt oder sofort zum Militär einberufen oder mit eisernen Ruten gezüchtigt oder gar zum Galgen verurteilt. Eheleuten sagte man, daß, wenn ein Teil nicht mit übertreten wolle, dies ein Grund zur Ehescheidung sei, der griechisch gewordene Teil dürfe sich weiter verheiraten, und in der That sind einzelne Fälle von Doppelehen unter Wissen der Popen vorgekommen. Jungen Mädchen drohte man, sie würden nie einen Mann bekommen. Ja sogar Schulkinder wurden zur Salbung angenommen, obgleich deren Beweggrund nur der war, nun nicht mehr die lutherische Volksschule besuchen zu müssen, sondern ganz von der Schule frei zu kommen. Auch war es erlaubt, Verwandte, bis zum Säugling herab, zum Uebertritt anschreiben zu dürfen; derartige Angeschriebene wurden später ebenfalls von der griechischen Kirche als ihre Glieder reklamirt. In einen Abgrund von Bosheit und Lüge aber schauen wir hinein, wenn wir erfahren, wie die russische Geistlichkeit sich denen gegenüber herausredete, die nach der Salbung nun offen die irdischen Vorteile, z. B. Landverteilung, forderten, um derentwillen sie übergegetreten waren; teils behaupteten die Popen, gar nichts derartiges versprochen zu haben, teils gaben sie zu verstehen, sie würden wohl gern dazu behilflich sein, aber die deutschen Gutsherren und die lutherischen Pastoren, die eine so große Macht besäßen, hinderten sie daran, ja das „gute Väterchen“, der Zar selbst, könne nichts gegen diese mächtigen deutschen Herren thun. So erreichten die Popen, was sie als Emissäre des Russentums als letzten und höchsten Zweck verfolgten: Schürung des Hasses und Mißtrauens im Herzen der Letten und Esthen gegen die Deutschen.

Wohl kann es nun geradezu rätselhaft erscheinen, wie eine nicht ungebildete lutherische Bevölkerung, welche 300 Jahre lang unter dem Einfluß der evangelischen Lehre gestanden, sich so plötzlich von einer plumpen Propaganda umgarnen lassen konnte. Die Erklärung liegt zunächst in den wirklich verzweifelten materiellen Notständen, in der mehrjährigen Hungersnot jener Zeit, ferner in der nicht abzuleugnenden sozialen Kluft, welche noch von der Leibeigenschaft her den lettischen und esthnischen Bauer von dem deutschen Gutsherrn trennt. Denn wenn auch in den baltischen Provinzen schon 1816 bis 1818, also fast fünfzig Jahre früher als im übrigen Rußland, auf eigenes Betreiben vieler Glieder der deutschen Ritterschaft die unwürdigen Fesseln der Leibeigenschaft gesprengt worden waren, so war, wie man es nicht anders erwarten kann, hiermit noch nicht sofort die soziale Scheidung der Stände aufgehoben, sondern wirkte noch lange, ja zum Teil bis heute nach; die russische Propaganda aber verstand es sowohl auf sozialem wie kirchlichem Gebiete trefflich, diese Scheidung innerhalb der Bevölkerung der Ostseeländer listig für ihre Zwecke auszubeuten.

Hierzu tritt aber noch als ein sehr wichtiger Erklärungsgrund der Umstand, daß die evangelisch-lutherische Kirche dieser Länder bis in jene Zeit gar keine Veranlassung gehabt hatte, die kirchlichen Unterscheidungslehren in Predigt und Unterricht besonders hervorzuheben und gegen Andersgläubige zu polemisiren; lebte man doch bis ungefähr 1825 im besten Frieden und Einvernehmen mit den wenigen griechischen Katholiken, die in den baltischen Ländern wohnten. Außerdem hatte das von Zinzendorf persönlich dort gepflanzte Herrnhutertum rasch tiefe Wurzeln bei dem lettischen und esthnischen Landvolk geschlagen. Noch etwa 50 000 Mitglieder zählen gegenwärtig die dortigen Herrnhuter-„Sozietäten“. Dieses Herrnhutertum mit seiner vorwiegenden Richtung auf das Innerliche des Christentums, auf das fromme Gefühlsleben war wohl ein heilsamer Sauerteig für die baltisch-lutherische Kirche gewesen, deren Diener manchmal zu stark der lutherischen Orthodoxie huldigten, sich dabei zu sehr an den Adel sozial anschlossen und die tieferen individuellen Bedürfnisse der schlichten Landleute nicht genug befriedigten; aber zugleich übte dieses Herrnhutertum mit seiner Gleichgiltigkeit gegen äußere kirchliche Unterschiede, mit seiner milden Unionsrichtung einen bedenklichen Einfluß auf jenen weit vorgeschobenen Vorposten der evangelisch-lutherischen Kirche aus. Thatsächlich — und dies ist fast tragisch zu nennen — waren es Herrnhuter lettischer, esthnischer und deutscher Abstammung, welche 1845 in Riga, weil sie in Betreff ihrer besonderen Erbauungsstunden den Anschluß an die lutherischen Gemeinden der Stadt verweigerten, durch diesen ihren Eigensinn zum Uebertritt in die griechisch-katholische Kirche sich treiben ließen. Führer dieser tief zu beklagenden Bewegung war der Esthe Ballohd, ein hochbegabter Mann, der aber, von dem ganzen Hochmut und Trotz eines Sektenhauptes erfüllt, den Bruch mit der lutherischen Mutterkirche nicht scheute, um schließlich sich zum Popen weihen zu lassen und als Verführer von über 7000 lettischen Lutheranern ein trauriges Gedächtnis zu hinterlassen. Ballohd starb 1864, nach seinem eigenen Geständnis „tief unglücklich durch sein Leben“, in stetem Kampfe auch gegen seine griechisch-katholischen Vorgesetzten, gegen deren Befehle sich sein ursprünglich evangelisches Gewissen oft genug auflehnte.

In engster Verbindung nun mit der konfessionellen Weitherzigkeit, wenn nicht Gleichgiltigkeit, welche bis gegen 1840 in der baltisch-lutherischen Kirche vielfach sich vorfand, stand die schlaue Praxis der griechischen Geistlichkeit, wonach dieselbe den Letten und Esthen vorlog, es bleibe, wenn sie sich salben ließen, alles beim Alten, sie dürften ihre Bibeln, Gesang- und Gebetbücher ruhig weiter gebrauchen, nur die heilige Kommunion und ihre Geistlichen müßten sie wechseln. Die Heiligen- und Bilderverehrung, das Fasten u. s. w. erließ man ihnen lange Zeit hindurch. Im übrigen aber stellte man es als ganz selbstverständlich hin, daß der griechische Glaube, der Glaube des Zaren, der beste sein müsse: der Zar habe doch von allem das Beste und Schönste, und außerdem sei der Kultus der Russen viel christlicher als der lutherische, denn bei letzterem beuge man höchstens die Kniee, während die Russen sich der Länge nach zu Boden werfen, gerade so wie es der Heiland in Gethsemane gethan habe. Aber, wie gesagt, für das innere religiöse Bedürfnis ließ man die Uebergetretenen schlauerweise beim Gebrauch ihrer lutherischen Bibeln und Andachtsbücher; sie durften in den griechischen Kirchen und dürfen noch jetzt bei Begräbnissen ihre teuren Lieder singen, ja nicht selten las ihnen der Pope in Ermangelung eigener Befähigung zum Predigen aus lutherischen Postillen Predigten vor (neuerdings sind griechisch-katholische Predigten in der Landessprache nicht mehr selten); dadurch wurden die Uebergetretenen bei der Meinung erhalten, ihr Uebertritt habe garnichts zu bedeuten. Kam es doch auf der Insel Oesel vor, daß Bauern ihren sehr beliebten lutherischen Pastor feierlichst baten, er möge doch auch mit übertreten, da „blieben sie alle hübsch beisammen und sie könnten ihm auch fernerhin die kirchlichen Abgaben zahlen.“ Diese harmlose Zumutung ist freilich lange noch nicht so stark, wie die wirklich verblüffende Naivität des Dorpat'schen Protohiarei (Erzpriester) Berecki, welcher behauptete, es sei doch eigentlich gar kein so großer Unterschied zwischen dem lutherischen und dem griechischen Glauben: Martin Luther sei doch selbst Hofprediger bei der Kaiserin Katharina gewesen! Wahrscheinlich hatte der gelehrte Herr etwas von Katharina von Bora gehört.

Mit einem derart unwissenden und doch dabei fanatischen Klerus hat die lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen zu kämpfen. Allein die Sendlinge Moskaus erkannten allmählich, daß sie zum Kampfe mit Wittenberg doch auch geistiger Hilfsmittel bedürften. So wurde seit 1856 vom griechischen Priesterseminar zu Riga eine lettische Vierteljahrsschrift herausgegeben: „Die Schule der Gottesfurcht“ (ta skohla taas deewabihjaschanas) und außerdem durch den Erzbischof Platon von Riga 1865 eine Reihe von Traktaten veröffentlicht, welche die Herrlichkeit der griechisch-orthodoxen Kirche beweisen sollten. In einem derselben heißt es wörtlich: „Die griechische Kirche ist die erste Kirche, denn sie ehrt Christum und sein Werk. Deswegen ehrt sie auch die heilige Mutter Gottes, küßt das lebenspendende Kreuz, ebenso sein Bild, das nicht von Menschenhänden gemacht ist, ebenso seine übrigen Bilder, was die lutherische Kirche nicht thut und damit beweist, daß sie gegen ihn und seine heiligen Dinge gleichgiltig ist. Die griechische Kirche ist die rechte Apostelkirche; sie ehrt das Wort der Apostel ebenso wie Christi Wort, begnügt sich aber nicht mit dem Worte der Apostel, wie die lutherische Kirche thut; sie ehrt auch ihre Todestage, ihre unverwesten Gebeine u. s. w., was die lutherische Kirche nicht thut und damit beweist, daß sie sie nicht ehrt. Die griechische Kirche hat das

Zeugnis, daß Gottes Kraft in ihr wirksam ist, denn es geschehen in ihr Wunder, Krankenheilungen ohne Hilfe des Doktors, daher kommen auch die Lutheraner zu ihr und mit Erfolg; die griechische Kirche heiligt alles, Kirchen, Häuser, Luft, Wasser und Speisen, und vereinigt die Menschen nicht nur durch Wort und Sakrament, sondern auch durch Fasten, Kasteien u. s. w.; die übrigen Kirchen unterscheiden sich von der griechischen dadurch, daß in ihnen vieles fehlt, was die griechische Kirche hat, und daß in ihnen Irrlehren herrschen, welche die Seligkeit hindern. Wenn jemand die griechische Glaubenslehre nicht annimmt und festhält, nicht so denkt und predigt, sondern noch dagegen ankämpft, wie die Lutheraner thun, der soll verflucht sein." Wahrlich, es ist eine Qual, solches Zeug zu lesen: so kämpft Moskau mit der Feder gegen Wittenberg.*) Leider fehlt an dieser Stelle der Raum, um zwei neuere, geradezu klassische Zeugnisse für den geistigen Gegensatz zwischen Moskau und Wittenberg zum Abdruck zu bringen, wie sie enthalten sind einesteils in dem schlichten, tief aus der heiligen Schrift geschöpften Sendschreiben des kurländischen Generalsuperintendenten Lamberg in Mitau vom Jahre 1885 an die lutherische Kirche Kurlands und andernteils in dem von stupidestem schriftwidrigen Aberglauben strotzenden Hirtenbrief des griechisch-katholischen Erzbischofs Donat in Riga vom Jahre 1886, an „die lieben Kinder der heiligen rechtgläubigen Kirche Christi."

Widerlich klingt diese Anrede: „an die lieben Kinder der heiligen rechtgläubigen Kirche," wenn man bedenkt, daß zu denselben Tausende von Verführten gehören, die durch List um ihren Glauben betrogen wurden und dann mit roher Gewalt samt Kindern und Enkeln bei der ihnen durchaus fremden Religion festgehalten werden. So lange es ihren Zwecken diente, sagten die Popen den Letten und Esthen, es sei im Grunde der griechische und der lutherische Glaube gleich; aber sobald sie sich hatten anschreiben und salben lassen, so begann, um, wenngleich mit Widerwillen, ein bekanntes Bild zu gebrauchen, das Spiel der Katze mit der Maus: erst spürten die armen Verblendeten nur die Sammetpfote gleißnerischer Versprechungen, um dann von den ausgestreckten Krallen des Feindes erfaßt und für immer rettungslos, hoffnungslos umklammert zu werden. Hierin liegt das Empörende, das Entsetzliche des Kampfes, welchen Moskau gegen Wittenberg, der Byzantinismus gegen den Protestantismus führt, daß den übergetretenen Lutheranern in den deutsch-russischen Provinzen auf Grund der früher angeführten russischen Strafgesetze der Rücktritt auf ewig verwehrt ist. Mit Recht und in tiefster Entrüstung nannte der edel denkende kaiserliche russische General **Bobrinsky**, welchen Zar Alexander II. 1865 zur amtlichen Untersuchung in die baltischen Länder sendete, dieses Verfahren „**einen großen offiziellen Betrug und eine unauslöschliche Schande für Rußland und die griechisch-orthodoxe Kirche**." Man darf sich nicht etwa kalt damit beruhigen, daß man sagt: jene übergetretenen Lutheraner verdienten kein besseres Loos, warum ließen sie sich so leicht fangen! Ja, wenn es sich nur um die Konvertiten selbst handelte, die aus Not oder Leichtsinn sich betören ließen; aber nun handelt es sich schon um ihre Kinder und Enkel, die unter dem Fehltritte der Eltern fort und fort zu leiden haben. Jedoch auch unter jenen Konvertiten selbst giebt es neben einer großen Menge völlig abgestumpfter, gleichgiltiger Seelen, die in sklavischem Sinne das Geistesjoch der griechischen Kirche tragen und unter denen der moderne Nihilismus Rußlands gelehrige Schüler findet, doch viele Tausende von tiefer und ernster angelegten Christenmenschen, welche ihr Unrecht, ihre Untreue und ihren Abfall schmerzlich und aufrichtig bereuen und keinen heißeren Wunsch haben, als den, für sich und die Ihrigen, von denen sie mit den bittersten Vorwürfen überhäuft werden, Befreiung, Erlösung von dem tyrannischen Joch der Kirche zu erlangen, welche durch nichts ihre tieferen religiösen Bedürfnisse zu befriedigen imstande ist: „in der griechischen Kirche bekommen wir nichts als Rauch," so klagen sie und preisen diejenigen glücklich, die der Versuchung zum Abfall widerstanden haben. Einer der letzteren, ein lettischer Bauer, kam zu seinem Pastor und bat ihn, er möge für die Abgefallenen Fürbitte thun und zugleich seinen Dank dem gnädigen Gott darbringen, der ihn selbst vor solchem Schritte bewahrt habe; er sprach: „Ach, lieber Pastor, Ihr wißt nicht, welche Versuchung uns armen Leuten in dieser Zeit bereitet ist! Wie habe ich doch auch geschwankt! Einst, da ich über Feld gegangen war und dann nach Hause zurückkam, fand ich all die Meinigen in höchster Aufregung. Von drei Seiten zugleich war die Nachricht eingelaufen, wer nicht bald in Riga sich anschreiben lasse, der könne auf nichts hoffen und gehe mit seiner Familie der Vorteile verlustig, welche die übrigen zu hoffen hätten beim Uebertritte zur griechischen Kirche. Und so bestürmten sie mich, ich solle auch den Schritt thun, sonst müßten sie mir ihre Liebe aufkündigen. Da flüchtete ich mich in meiner großen Seelenangst und Ungewißheit in mein Kämmerlein, schloß die Thür hinter mir zu, fiel auf mein Angesicht und betete — ja betete, wie ich noch nie gebetet, der Herr, mein Gott, wolle sich über mich erbarmen und mir zu erkennen geben, was ich zu thun habe, und mich seines Willens gewiß werden lassen. Und siehe, der Herr hat mich in Gnaden erhört, ich trat heraus in mir gewiß und fest, lieber das Teuerste hinzugeben, als meinen Glauben zu verleugnen. Dafür will ich ihm danken mein Leben lang."

Ja glücklich alle die, welche solch guten Kampf des Glaubens durchkämpften — denn grausam, geradezu teuflisch ist der Hohn zu nennen, mit welchem die griechisch-katholische Kirche das Flehen der Abgefallenen um Wiederentlassung beantwortet. Auf deren Frage: Warum hat man uns denn eigentlich angeschrieben und gesalbt, wenn wir kein Land bekommen? wurde ihnen einmal geantwortet: „Damit man erfahre, wie viel Narren es in Rußland giebt!" „Am liebsten würden wir euch allesamt aus der griechischen Kirche hinausjagen." „Klagt doch nicht über die unschuldige Peitsche, mit der man euch schlägt; wir Priester sind weiter nichts, als eine Peitsche in der Hand einer größeren irdischen Macht, die nun einmal sich vorgenommen hat, euch zu züchtigen" — dies die eigenen Worte des früher genannten griechischen Erzbischofs Platon von Riga und der ihm untergebenen Popen, im Jahre 1865 gesprochen. Fügen wir nur noch die Aeußerung eines andern Popen aus späterer Zeit hinzu: „Und wenn ihr euch das Hemd auf dem Leibe verbrennen und mit glühendem Eisen auf Kopf und Brust die Stellen ausbrennen ließet, an denen ihr gesalbt seid, so gehört ihr uns doch für Zeit und Ewigkeit."

Dies der Kampf Moskaus gegen Wittenberg; dies „der große offizielle Betrug," dessen eine sogenannte christliche Kirche im neunzehnten Jahrhundert sich schuldig macht. N—t

*) Große Verdienste um Verteidigung und Erhaltung evangelischen Sinnes im Volke haben sich u. a. die Pastoren Schulz, Conradi, Bielenstein durch ihre Schriften und Zeitungen, besonders die Latweschu Awises, d. i. Lettische Zeitung, erworben.

Was sollen unsere Jünglingsvereine?

Die Jünglingsvereine im evangelischen Deutschland stehen zur Zeit in einer doppelten Krisis, deren Betrachtung für die Kenntnis der kirchlichen Zeitentwickelung nicht unwichtig ist. Einesteils empfinden sie nämlich unter allen Veranstaltungen der inneren Mission den Uebergang aus dem engen, konventikelhaften Anfangsstadium in eine weitere, freiere Zukunftsgestaltung beinahe am stärksten, anderenteils sind sie in praktischster Weise berührt von dem Gegensatze zwischen deutscher Volkskirche und anglo-amerikanischem Methodismus.

In gewissem Sinne geht unsere ganze innere Mission auf den Hallischen Pietismus zurück. Aug. Herm. Franke gab ihr die Aufgabe: Seelen aus der Welt für die bescheidene, warme Frömmigkeit der Stillen im Lande zu gewinnen, er gab ihr die für den Anfang genügende Organisation in den kleinen erbaulichen Gemeinschaften der Bekehrten, er gab ihr vor allem ein Ideal in dem Hallischen Waisenhause, dessen wundersame Entstehungsgeschichte einen goldigen Schimmer auf so manche spätere Gründung geworfen hat. Noch jetzt können sich weite Kreise guter Christenleute nicht darein finden, daß die Kirche sich ihr Ziel weiter steckt; nicht mehr bloß einzelne Versprengte für eine besondere Heiligkeit, sondern, soweit irgend möglich,

das ganze Volk für die alte, einfache, evangelische Wahrheit gewinnen will. Noch ist die Erbaulichkeit der Konventikel für viele die einzig wünschenswerte Form christlicher Gemeinschaft, während doch die Christenheit als Ganzes sich diese Form gerade voraussichtlich nie aneignen wird. Stärker aber als heute wirkte der Einfluß des älteren Pietismus noch damals, als in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren die maßgebendsten der evangelischen Jünglingsvereine sich gründeten. Darum waren diese im wesentlichen Konventikel, deren Besonderheit darin bestand, daß sie nur Jünglinge von verschiedenem Alter umfaßten. Man kam zusammen, um sich gemeinsam an Gottes Wort zu erbauen, man besprach die Predigt, sang geistliche Lieder, besuchte Missionsfeste, kollektirte für die Heiden und suchte möglichst in Worten und auch in Thaten die christliche Bescheidenheit zu beweisen. Vielerwärts sind diese „Jünglingsvereine" nun so alt geworden, daß sie einen nach dem andern schon auf den Friedhof tragen müssen, und enthalten eine für den Vorsteher sehr schwierige Mischung gealterter und jugendlicher Elemente; selten nur sind sie wirklich lebenskräftig. Woher kommt das? In ihnen können sich auf die Dauer nur solche junge Männer wohlfühlen, die eine ganz ungewöhnliche Fähigkeit haben, erbaulichen Stoff in sich aufzunehmen. Der Durchschnitt der arbeitenden Jugend kann sich in ihnen nicht wohlfühlen. Nach einer sauren Woche auch am Sonntag nichts anderes thun, als mit gewisser Feierlichkeit frommen Uebungen sich zu widmen, ist nichts für den Burschen aus dem Volk, wie er auf allen Tanzböden und an allen Ecken zu finden ist. Ihm wird sich bei einem Probebesuch der alten Jünglingsvereine das leider unter seinesgleichen weit verbreitete Vorurteil verstärken, daß die Frömmigkeit langweilig sei.

Dem pietistischen Jünglingsverein der zu Ende gehenden Periode steht auf das direkteste gegenüber der katholische Gesellenverein. Dieser ist wunderbar in die Höhe geschossen. Er übt solche Anziehungskraft, daß beispielsweise in Leipzig mehr evangelische Jünglinge im katholischen als im evangelischen Verein waren und vielleicht noch sind. Unter allen Mitteln der römischen Propaganda kann er eins der gefährlichsten werden. Wie aber kommt es, daß er so blüht? Man braucht nur einmal das Blatt der katholischen Gesellenvereine zur Hand zu nehmen, und man weiß das Geheimnis. Bälle, Theatervorstellungen und weltliche Vergnügungen aller Art drängen sich so, daß zwischen weltlichen Tanz- und Theaterklubs und diesen Vereinen kaum ein Unterschied gefunden werden kann. „Als unterscheidendes Merkmal bleibt eigentlich nur die formale, im Namen liegende Unterwerfung unter die Kirche und der Umstand übrig, daß den abendlichen Festen, Tänzen und Theatervorstellungen vormittags eine Messe vorherzugehen pflegt, und daß die Abende durch Anwesenheit der Kapläne verschönt werden. Die Vereine verdanken ihrer Oberflächlichkeit den wie gesagt großen Aufschwung; aber es ist billig zu bezweifeln, daß sie diejenige Wirksamkeit ausüben, die ein Verein doch ausüben muß, der den Namen Christi in besonderer Weise auf seine Fahne schreibt: „Salz in der sittlichen Fäulnis unserer männlichen Jugend zu sein." (v. Oertzen.)

Es wird sich darum handeln, das richtige am katholischen Gesellenverein für uns nutzbar zu machen. Unsere Jünglingsvereine werden erst dann wirklich lebendig werden, wenn sie an Stelle der Langeweile eine frische, stetig wechselnde Unterhaltung setzen. Es muß dem jungen Burschen eine Lust sein, nach dem Druck der Arbeit in den Verein gehen zu dürfen, er muß Sonntags besonders dort sich auch einmal auf seine Weise fröhlich machen können, muß selbstthätig sein und nicht immer nur schweigend hören, was jemand ihm vorträgt, der bei aller guten Meinung seines Jugendlebens Eigenart verkennt. Aber freilich, dabei dürfen wir nicht außer Augen lassen, daß der Verein ein christlicher Verein ist. Es gilt zarte Grenzlinien zu beobachten, auch für den, der von aller absichtlichen Weltverneinung sich völlig frei weiß. Und dies Bewußtsein, daß es solche Grenzen giebt, hat, wie uns scheint, die meisten derjenigen Jünglingsvereine, welche das alte Ideal des bloßen Erbauungsvereins aufgegeben haben, allzu ängstlich gemacht, so daß sie bisher bei allem Tasten und Suchen die ihnen entsprechende Aufgabe noch nicht gefunden haben. Meist erscheint in ihnen die Unterhaltung wie eine Art Konzession, die man der unentwickelten Jugend machen muß, während sie eigentlich so gereift sein sollte, um aller Lustbarkeit entraten zu können. Insbesondere Pastoren, welche Jünglingsvereine leiten, sehen das Spielen, Singen, Spazierengehen oft nur wie die Zuckerhülle an, in die man die heilsame Arznei verbirgt. Aber woher soll ein heller, klarer Ton des Lachens, ein munterer Humor, der doch in unseres Volkes Jugend nie ersterben darf, woher soll ein wirklich ungezwungenes Fröhlichsein kommen, wenn von oben herein ein Gesicht auf die liebe Jugend niederblickt, das selbst die goldne Zeit des Tändelns längst vergessen hat?

Ehe der Jünglingsverein seine große Aufgabe an unserem Volke erfüllen kann, muß mit dem alten Ideal prinzipiell gebrochen werden; alle Konzessionen an die Unterhaltungslust nützen nichts, die Unterhaltung muß selbst als Hauptzweck der Vereine festgestellt werden. Erst wenn das geschehen ist, kann man versuchen, für das christlich belehrende und erbauliche Element die rechte Stelle zu finden. Für solche prinzipielle Klärung arbeitet der im Jünglingsvereinswesen längst als Autorität anerkannte Präses des norddeutschen Jünglingsbundes, Baron v. Oertzen, in seiner Flugschrift: Die Jünglingsvereine in Deutschland (Zeitfragen des christlichen Volkslebens XI 7, — 1 Mark). Er sagt: „Wie soll die Zeit, welche im Verein zugebracht wird, ausgefüllt werden? Man hat darauf die Antwort gegeben, daß die Vereine dreierlei bieten sollen, erstens gesellige Erholung und Unterhaltung, zweitens Belehrung und drittens Erbauung. Wir wollen diese Dreiheit des Zweckes nicht rundweg ablehnen, können sie uns aber doch nur derart aneignen, daß wir die Pflege christlicher oder christlich zulässiger Geselligkeit und Unterhaltung durchaus in den Vordergrund stellen." Darum will v. Oertzen, daß gerade der Sonntag zum Unterhaltungsabend verwendet wird, für dessen reiche Ausgestaltung die von den Vereinsgliedern selbst zu wählende Unterhaltungskommission zu sorgen hat. In buntem Wechsel soll Gesang, Deklamation, kleine dramatische Aufführung, Ansprache, Erzählung u. s. w. an dem jungen Volk vorüberziehen. Sie selbst sollen und müssen die Hauptkosten der Unterhaltung tragen. Niemand wehrt ihnen Cigarren und Bier und einen unschuldigen Scherz. „Auf die Neulinge macht es oft einen überraschenden und sie gewinnenden Eindruck, wenn sie sehen, daß in den christlichen Vereinen nicht nur geistlich gesungen und erbaulich geredet wird, sondern auch harmlose Freude an dramatischer Poesie und Darstellung eine offene Stätte findet." „Einmal in der Woche soll aber Bibelstunde stattfinden und an jedem Sonntag energisch darauf hingewiesen werden, daß es Ehrensache sei für jeden, der den Unterhaltungsabend mitmachte, sich auch zur Bibelstunde einzufinden. Es lassen sich auf diese Weise sehr gute Prozentziffern des Bibelstundenbesuchs erreichen."

So viel wir sehen, ist damit für die mehr als 600 evangelischen Jünglingsvereine Deutschlands, welche der „Bundeskalender für die evangelischen Männer- und Jünglingsvereine auf das Jahr 1887" (Schriftenniederlage des evang. Vereinshauses zu Köthen — 40 Pf.) aufzählt, ein bedeutender Schritt vorwärts gethan. Mit dem Programm, das ihnen v. Oertzen in seinen Grundzügen festsetzt, werden sie, so Gott will, lebendige Bausteine einer wirklichen Volkskirche werden. —

Tritt in den v. Oertzenschen Vorschlägen ein relativ neues Ideal des Jünglingsvereins klar hervor, so hat man seit einigen Jahren ein absolut neues Ideal von Amerika importirt. Jenes ist folgerichtig auf deutschem Boden erwachsen, dieses ist unserer Stammesart grundfremd.

Nach dem oben bereits angeführten Bundeskalender giebt es in größeren Städten Deutschlands sechs „christliche Vereine junger Männer", deren erster und wichtigster in Berlin Friedrichstraße 214) ausgedehnte Räumlichkeiten besitzt. Er umfaßt etwa 800 Mitglieder, kann also kein Verein im eigentlichen Sinne sein, da an ein wirkliches Zusammenleben der Einzelnen nicht gedacht werden kann. Sein Zweck ist „gemeinsame Missionsthätigkeit und Förderung der Interessen des Reiches Gottes." Er ist Missionsverein, und zwar missionirt er nicht in erster Linie unter den eigenen Mitgliedern, sondern nach außen; er verteilt Bibeln und fromme Litteratur, arbeitet an Kindern in

allerlei Sonntagsschulen und veranstaltet vor allem möglichst viele Versammlungen mit religiösen Vorträgen. Diese Versammlungen zu füllen ist ein Hauptstreben. Man fordert auf Straßen und Plätzen zu ihnen auf, und zwar hat die Einladungskommission im Jahre 1884 nicht weniger als 20,000 Einladungszettel und 8000 Exemplare des Vereinsorgans an die vorübereilenden Männer und Jünglinge verteilt. Selbst wenn man weltliche Vorträge ankündigt, wird der Hauptzweck des Abends nicht außer Acht gelassen: erwecklicher Zuruf und Gebet darf nicht fehlen.

Einerseits kann man der Energie, mit welcher das neue Unternehmen auftritt, eine gewisse Sympathie nicht versagen, andererseits aber gilt es vor mehr als einer Gefahr zu warnen, die in ihm verborgen liegt. Die Vereinsmitglieder sollen missioniren. Können sie denn das auch? Sind sie selbst so reif und klar in ihrer christlichen Ueberzeugung, daß sie anderen Führer werden können, oder ist es nur eine Art „christlicher" Sport, eine Mode, als Weckrufer zur Bekehrung auftreten zu wollen? Es mag beides nebeneinander vorkommen. Wird nicht vielleicht für die jungen Leute das Berufsbewußtsein geschädigt? Erst war es ihr höchstes, daß sie gute Schriftsetzer, Tischler, Kaufleute oder was sonst werden wollen, nun aber ist ihr höchster Traum, etwas vom Stadtmissionar in sich zu verkörpern. Werden nicht die Jünglinge in eine innere Unruhe, in ein Jagen und Hasten hineingezogen, dem sie sittlich nicht gewachsen sind? Und gilt nicht gerade auch gegen diese amerikanische Vereinsgestaltung der schon oben berührte Einwurf, daß die Empfänglichkeit für rein religiöse Eindrücke bei der Durchschnittsjugend eine psychologisch begrenzte ist? Jede geistliche Uebersättigung wird sich im Fleische rächen. Dazu kommt, daß der Berliner christliche Verein junger Männer Geldmittel braucht, die selbst ihm kaum auf die Dauer zu Gebote stehen werden. Die v. Oertzensche Schrift sagt über diesen Punkt: „Irren wir nicht, so nähert sich die Gesamtausgabe der Summe von 25—30 000 Mark, während die einigermaßen regelmäßigen Einnahmen mit 10 000 Mark sehr reichlich veranschlagt sein werden. 15—20 000 Mark müssen durch freiwillige Geschenke beschafft werden." Uebrigens leuchtet es von selbst ein, daß die ganze Idee eines jugendlichen Missionsvereins, der sich an die Glieder seiner eigenen Kirche wendet, nur auf dem ungeordneten Boden unserer größten Städte zur Ausführung kommen kann. Für jede Mittelstadt mit leidlich guter kirchlicher Versorgung und gar für das Land ist sie von vornherein unmöglich. Man denke sich einmal in der Provinz die Knechte, Fabrikarbeiter und jungen Handwerker als Träger der Evangelisation, und man wird den Gedanken sofort unter die müßigen Träume rechnen.

Das Bedenklichste aber ist unseres Erachtens dies: die günstige Aufnahme des auf dem Boden eines reformirten Methodismus erwachsenen Bekehrungsvereins in unserm Lutherischen Deutschland zeigt, daß man unserm Väterglauben mit seinem Bekenntnis von dem allmählich, aber kräftig wirkenden göttlichen Worte nicht mehr recht traut und sich dafür von allerlei aufregenden Veranstaltungen und plötzlichen Erweckungen viel für unser Volk verspricht. Wir wollen von den Engländern und Amerikanern gern mancherlei lernen in christlicher Regsamkeit und Opferfreudigkeit, aber um den Preis unseres Lutherischen Erbes wollen wir solche Belehrung doch nicht erkaufen. Wir halten es mit v. Oertzen, wenn er als Motto über sein Vorwort schreibt: „Lebendiges, nicht aufgeregtes Christenthum!"

Gelingt es, die Jünglingsvereine aus der früheren Enge herauszuführen, ohne sie dem Methodismus in die Arme zu treiben, so werden sie voraussichtlich am Anfang einer großen Entwickelung stehen. Sie können dann starke Hilfen werden, um unser Volk in gutem Sinne korporativ zu machen, und sie können Unendliches thun zur Veredlung seiner jetzt leider so jämmerlich verbrachten Erholungsstunden.

F N

Verschiedenes

(Zur Statistik des Kirchenbesuchs) Im Interesse einer dringend zu wünschenden Förderung der kirchlichen Statistik hat der Erlanger Kirchenhistoriker Professor D. Kolde, um ein Beispiel zu geben, wie eine derartige bisher sehr vernachlässigte Statistik anzufertigen sei, in dem abgelaufenen Kirchenjahre 1885/86 mit Hilfe seiner Studenten eine Statistik des Kirchenbesuchs für Erlangen aufgenommen. Wir geben im Folgenden den Bericht, den derselbe im Erlanger Tageblatt darüber erstattet hat, fast unverändert.

Die dabei maßgebenden Grundsätze waren folgende. Soll eine natürlich immer nur annähernd richtige zahlenmäßige Erkenntnis des Kirchenbesuchs erreicht werden, so genügt es nicht, wie dies in einzelnen Landeskirchen, z. B. in Baden üblich, an einem einzigen Sonntage die Kirchen auszählen zu lassen, weil die jeweiligen örtlichen Bedingungen und die Witterungsverhältnisse die Richtigkeit des Ergebnisses für die Gesamtbeurteilung nur zu leicht beeinflussen dürften; es wird vielmehr eine Durchschnittsziffer auf Grund der Zählungsresultate von drei oder vier Sonntagen gesucht werden müssen. Zu dem Ende wurden bei Beginn des Kirchenjahres aus verschiednen Jahreszeiten drei Sonntage bestimmt, und zwar gewöhnliche Sonntage, bei denen nicht anzunehmen war, daß kurz vorhergehende Feste den Kirchenbesuch an ihnen beeinträchtigen würden, nämlich der zweite Adventssonntag, der zweite nach Epiphanias, der zweite nach Trinitatis, und außerdem ein Festtag, der erste Ostertag. Vom Karfreitag wurde, obwohl an diesem Tage die Kirchen voller sein dürften, abgesehen, weil derselbe für die römische Kirche kein Feiertag ist, sich also für eine vergleichende Statistik nicht eignet und weil ein großer Teil der Kirchenbesucher am Karfreitag als solche, welche an diesem Tage der Kirche ihre jährliche Anstandsvisite abstatten, zur Feststellung der allgemeinen Durchschnittsziffer des Kirchenbesuchs nicht wohl in Berechnung kommen durfte. Ferner wurden alle Gottesdienste an den betreffenden Tagen ausgezählt mit Ausnahme der Christenlehren, weil die Teilnahme daran auf Zwang beruht; ebenso mußte aus leicht begreiflichen Gründen von Heranziehung der Irrenhausgemeinde abgesehen werden. Was die Zählung selbst anbelangt, so wurde in den evangelischen Gottesdiensten die Zeit unmittelbar vor der Predigt oder gleich nach Beginn derselben gewählt, wogegen in der römisch-katholischen Kirche, weil die Kirchenbesucher bekanntlich höchst selten während des ganzen Gottesdienstes in der Kirche bleiben, die Eintretenden gezählt wurden. Unter Zugrundelegung der letzten offiziellen Religions- und Kirchenstatistik, wonach gezählt wurden:

Protestantische Pfarrei Neustadt	6874	(3421 m.,	3453 w.)	Seelen
Protestantische Pfarrei Altstadt	4905	(2429 „	2476 „)	„
Französisch-reformirte Gemeinde	306	(152 „	154 „)	„
Deutsch-reformirte Gemeinde	207	(83 „	124 „)	„
Unirte Protestanten	2	(2 „	— „)	„
Römisch-katholische Gemeinde	3310	(1864 „	1446 „)	„
Altkatholische Gemeinde	25	(23 „	2 „)	„
Griechisch-katholische Gemeinde	5	(5 „	— „)	„
Israeliten	180	(104 „	76 „)	„
Freireligiöse	7	(7 „	— „)	„

ergab sich folgendes Resultat:

Es besuchten in der Neustadt die Kirche:

2. Adv.	792	(433 m.,	359 w.)	Personen	= 11,5 Proz.
2. n. Epiph.	845	(406 „	439 „)	„	= 12,2 „
Ostern	1311	(525 „	786 „)	„	= 19,0 „
2. n. Tr.	990	(407 „	583 „)	„	= 14,4 „

Sa. 3938, d. h. im Durchschn. 986,5 oder 14,3 Proz.

In der Altstadt:

2. Adv.	356	(200 m.,	156 w.)	Personen	= 7,2 Proz.
2. n. Epiph.	357	(188 „	169 „)	„	= 7,2 „
Ostern	1314	(605 „	709 „)	„	= 26,7 „
2. n. Trin.	440	(199 „	241 „)	„	= 8,9 „

Sa. 2467, im Durchschnitt 616 oder 12,4 Proz.

In der französisch-reformirten Kirche:

2. Adv.	192	(90 m.,	102 w.)	Personen	= 62,6 Proz.
2. n. Epiph.	215	(111 „	104 „)	„	= 70,2 „
Ostern	344	(125 „	219 „)	„	= 112,4*) „

Sa. 751, im Durchschnitt 250,3 oder 81,7 Proz.

In der deutsch-reformirten Kirche:

2. Adv.	110**)	(50 m.,	60 w.)	Personen
2. n. Epiph.	83	(31 „	52 „)	„
Ostern	190	(? „	? „)	„
2. n. Trin.	227	(90 „	137 „)	„

(Gemeins. Gottesdienst beider Kirchen.)

Sa. 610, im Durchschn. 152,5 oder 73,6 Proz.

In der Versammlung der Methodisten:

2. Adv.	85	(59 m.,	26 w.)	Personen
2. n. Epiph.	142	(46 „	97 „)	„
Ostern	147	(39 „	108 „)	„
2. n. Trin.	205	(45 „	160 „)	„

(Einweihungs-Gottesdienst ihres Lokals.)

Sa. 579, im Durchschnitt 144.

In der römisch-katholischen Kirche:

2 Adv.	523	(250 m.,	273 w.)	Personen	= 15,8 Proz.
2. n. Epiph.	869	(368 „	501 „)	„	= 26,2 „
Ostern	1232	(610 „	622 „)	„	= 37,2 „
2. n. Trin.	886	(442 „	444 „)	„	= 26,2 „

Sa. 3510, im Durchschnitt 877,6 = 26,5 Proz.

*) Am 2. nach Trinitatis war der Gottesdienst der beiden reformirten Gemeinden wegen Reparatur der französisch-reformirten Kirche gemeinsam.

**) Die Zahl ist nicht genau verbürgt und wahrscheinlich zu hoch.

Die Zahl sämtlicher Protestanten in Erlangen betrug nach der letzten Zählung 12 294 Seelen. Darnach ergiebt sich für die Kirchgängerstatistik der Protestanten folgendes:

Es besuchten die gottesdienstlichen Versammlungen:

I. Am 2. Adv.		II. Am 2. n. Epiph.	
Neustädter Kirche	792 Pers.	Neustädter Kirche	845 Pers.
Altstädter Kirche	356 „	Altstädter Kirche	357 „
Französisch-ref. Kirche	192 „	Französisch-ref. Kirche	215 „
Deutsch-reform. Kirche	110 „	Deutsch-reformirte Kirche	83 „
Bei den Methodisten	85 „	Bei den Methodisten	143 „
	1535 Pers.		1643 Pers.
	= 12,4 Proz.		= 13,3 Proz.

III. Am 1. Ostertage		IV. Am 2. n. Trin.	
Neustädter Kirche	1311 Pers.	Neustädter Kirche	990 Pers.
Altstädter Kirche	1314 „	Altstädter Kirche	440 „
Französisch-ref. Kirche	344 „	Beide reformirte Kirchen	227 „
Deutsch-reform. Kirche	190 „	Bei den Methodisten	205 „
Bei den Methodisten	147 „		1865 Pers.
	3306 Pers.		= 15,1 Proz.
	= 26,9 Proz.		

Das giebt als Gesamtsumme an allen vier Sonntagen 8346 Personen und durchschnittlich 2086 = 16,9 Prozent, oder es gehen durchschnittlich allsonntäglich, die Kinder mit eingerechnet, sechzehn von hundert aus der protestantischen Bevölkerung zur Kirche. Das ist mehr, als manche erwarten dürften, obwohl es nicht gerade sehr viel ist, besonders wenn man z. B. das vielfach als unkirchlich angesehene protestantische Baden vergleicht, wo auf dem Lande etwa 30 Prozent die Kirche besuchen, erheblich weniger freilich in den Städten (am wenigsten in Mannheim 4—6 Prozent, Heidelberg 6—8, Karlsruhe 12—14 Prozent), wo aber doch für die ganze Landeskirche die Durchschnittsziffer der Kirchgänger 1876—1880 von 26,6 auf 28,8 gestiegen ist.

Was die Einzelziffern bei den verschiednen Kirchen anbelangt, so wird man sich hüten müssen, daraus allzu schnelle Schlüsse auf die größere oder geringere Kirchlichkeit der einzelnen Gemeinden zu ziehen. Daß die Kirchlichkeit der Katholiken in der Diaspora größer zu sein pflegt als die der Protestanten, ist eine bekannte Thatsache, ebenso daß ihr Kirchenbesuch kürzer ist. Zur Würdigung der angegebenen Zahlen muß aber noch auf die große Zahl der am katholischen Gottesdienste teilnehmenden Soldaten hingewiesen werden. So wurden am Ostervormittag 175 Soldaten, am Nachmittag 128 Kinder konstatirt.

Die auf den ersten Blick vielleicht überraschenden Prozentsätze in der reformirten Kirche, besonders bei der französisch-reformirten Gemeinde, erklären sich aus besonderen Erlanger Verhältnissen, insbesondre daraus, daß viele Lutheraner, aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, namentlich im Winter den reformirten Gottesdienst besuchen, so daß oft zwei Drittel oder mehr der Anwesenden aus Nichtgemeindegliedern bestehen. Falsch wäre auch die Meinung, als müßten die angegebenen Zahlen die Ansicht begründen, daß die Mitglieder der Altstädter Gemeinde weniger zur Kirche gingen als die der Neustadt. Ganz abgesehen davon, daß viele bald diese, bald jene Kirche besuchen und die neustädtische Kirche Universitätskirche ist, erklären sich die höheren Zahlen daraus, daß in der Altstadt (deren zweiter Geistlicher fast jeden Sonntag im Irrenhause zu fungiren hat) kein Nachmittagsgottesdienst stattzufinden pflegt, während neben dem Nachmittagsgottesdienst in der Neustadt in der Regel noch eine sehr zahlreich besuchte Bibelstunde gehalten wird. Uebrigens giebt die Statistik die Thatsache an die Hand, daß mit der Zahl der Gottesdienste auch die Zahl der Kirchenbesucher wächst: ohne die erst seit kurzem wieder eingeführte Bibelstunde würde die Kirchgängerstatistik um mehrere Prozent niedriger sein, und sie würde unzweifelhaft in erheblicher Weise wachsen, wenn es endlich gelänge, den so vielfach geäußerten Wünschen Rechnung zu tragen und anstatt der veralteten Nachmittagsgottesdienste Abend- oder Frühgottesdienste einzurichten.

(Kirchliche Versammlung in Berlin) Ungefähr vierhundert Männer, meist den Gruppen der Positiven Union und der Konfessionellen angehörig, haben auf den 2. Februar*) eine landeskirchliche Versammlung nach Berlin berufen, welche ähnlich der Barmer Versammlung am 20. Oktober 1886 im Sinne des Antrages Hammerstein-Kleist demonstriren soll. „Die Mittelpartei als solche hat (so berichtet die Dtsch. ev. Kz.) ihre Beteiligung abgelehnt; doch haben einige Mitglieder dieser Richtung sich dem Vorgehen der anderen Gruppen angeschlossen.“ Die Einladung lautet:

„Die Unterzeichneten, Angehörige der evangelischen Landeskirche Preußens, Mitglieder verschiedener Gruppen der kirchlichen Vertretungskörper, haben sich verbunden, ihre Gesinnungsgenossen zu der oben bezeichneten Versammlung einzuladen, in welcher über die Bedürfnisse der gegenwärtigen kirchenpolitischen Lage beraten werden soll. Sie sind von der Ueberzeugung ausgegangen, daß für unsere Kirche Aufgaben vorliegen, zu deren Lösung unter allen im Bekenntnis mit einander verbundenen Richtungen eine Verständigung gesucht werden muß. Sie hoffen, daß die Aufforderung in vielen Herzen einen freudigen Widerhall finden und daß die Versammlung zur Klärung der Lage und zur Stärkung der Hoffnung beitragen wird. Je ernster die Stunde ist, in der wir stehen, desto mehr dürfen wir uns getrösten, daß dem gläubigen Zusammenstehen der Brüder der Segen Gottes nicht fehlen wird. Die Themata, über welche verhandelt werden soll, sind folgende: 1. Die kirchenpolitische Lage und ihre Erfordernisse. 2. Der Anspruch der kirchlichen Organe auf Mitwirkung bei der Besetzung der kirchenregimentlichen Aemter. 3. Die Stellung des Staatsministeriums bei dem Erlaß von Kirchengesetzen. 4. Die Mitwirkung des Landtages bei den Organisationsfragen der evangelischen Landeskirche. 5. Das Zusammenwirken kirchlicher Instanzen mit den Staatsbehörden bei der Besetzung der evangelisch-theologischen Professuren. 6. Die Dotationsfrage.“

Ueber die Vorgeschichte dieser Einladung teilt das Organ der Positiven Union, die Kirchliche Monatsschrift, folgendes mit: „Am 14. Dezember v. J. trat in Berlin eine Anzahl von Vertrauensmännern der Positiven Union aus allen Provinzen zusammen und stellte als Grundlage zu weiterer Verhandlung und Beschlußfassung einstimmig folgende Sätze auf: 1. Wir erkennen es als die höchste Lebensbedingung der evangelischen Kirche, daß sie auf dem Grunde der Apostel und Propheten, auf den sich unsere Väter in den reformatorischen Bekenntnissen gestellt haben, beständig bleibe und sich darauf erbaue in Kraft des reinen Worts und Sakraments. Wir rufen daher unsere Freunde zur Treue und Wachsamkeit, Hingebung und Opferfreudigkeit auf. 2. Gleichwohl sind wir der Ueberzeugung, daß in der Stellung der evangelischen Landeskirche Preußens zum Staat für die Entfaltung ihrer Lebenskräfte Hindernisse liegen, deren Beseitigung, unbeschadet der von uns rückhaltslos anerkannten Hoheitsrechte des Staates, anzustreben ist. 3. Solche Hindernisse erblicken wir insonderheit in folgenden Punkten: a) daß den Staatsbehörden bei der Besetzung kirchenregimentlicher Aemter nicht bloß das Einspruchsrecht, sondern die positive Mitwirkung zusteht, die den Synoden nur in beschränktem Maße eingeräumt ist; b) daß das Gesamtministerium bei allen Kirchengesetzen, auch bei solchen, welche die Mitwirkung des Staates nicht erfordern, ein Placet ausübt, während das Staatsinteresse genügend gewahrt erscheinen muß durch die Bestimmung, daß „kirchliche Gesetze und Verordnungen nur so weit rechtsgiltig sind, als sie mit einem Staatsgesetz nicht in Widerspruch stehen“ (Art. 13, Abs. 1 des Ges. vom 3. Juni 1876); c) daß dem Landtage trotz seiner interkonfessionellen Zusammensetzung das Recht zusteht, bei jeder Veränderung der inneren Organisation der evangelischen Landeskirche gesetzgeberisch mitzuwirken; d) daß bei der Besetzung der evangelisch-theologischen Professuren ein den Bedürfnissen der Kirche genügendes Zusammenwirken der kirchlichen Instanzen mit den Staatsbehörden fehlt. 4. Bei der Ausgestaltung der kirchlichen Selbständigkeit wird sich der Staat der in der Parität begründeten, aber immer noch vermißten Gewährung einer ausreichenden und festen Dotation für die evangelische Landeskirche nicht länger entziehen dürfen. 5. Den Segen des landesherrlichen Kirchenregiments wollen wir der evangelischen Kirche auch fernerhin erhalten wissen und erstreben deshalb für dasselbe, der Staatshoheit gegenüber, eine solche Gestaltung, welche die der Kirche gebührende Selbständigkeit verbürgt. — Diese Beschlüsse haben bei einer am 16. v. M. mit Vertretern der konfessionellen Gruppe stattgehabten Verhandlung deren volle Zustimmung erhalten, und es wurde beschlossen, Anfang Februar d. J gemeinsam eine große Versammlung zu weiterer Verhandlung nach Berlin zu berufen.“

(Wegen Beschimpfung der römischen Kirche verurteilt) Das Reichsgericht hat die von dem evangelischen Pfarrer Thümmel in Remscheid, der wegen Beschimpfung der römisch-katholischen Kirche von der Elberfelder Strafkammer zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt war, eingelegte Revision verworfen. Im Jahre 1882 hatte Thümmel, damals Pastor in Geldern, von der Hostie als dem „gebackenen Gott“ gesprochen. Er wurde deshalb zu vierzehntägigem Gefängnis verurteilt, aber schließlich freigesprochen, weil es nicht feststehe, daß er sich der Oeffentlichkeit dieser Aeußerung bewußt gewesen sei. Ende 1885 brachten die klerikalen Wupperthaler Volksblätter diesen Vorfall aus Anlaß einer vom Pfarrer Thümmel in Remscheid vorgenommenen Beerdigung eines Katholiken in Erinnerung. Pfarrer Thümmel antwortete durch einen Artikel in der Remscheider Zeitung, in welchem folgende Sätze vorkamen: „Nun lehren die römischen Priester, diese Oblate sei selbst ein Gott und müsse deshalb verehrt und angebetet werden. Für den Glauben an den unsichtbaren Gott ist diese Lehre dem Götzendienste gleich zu achten. Wenn einer etwas verehrt, was der Bäcker mit seinen Händen gemacht hat, so steht er nicht höher als ein armer Heide, der einen hölzernen Götzen verehrt, welchen der Zimmermann mit seinen Händen gemacht hat. Es wird mir stets eine wertvolle Erinnerung bleiben, daß ich vor dem Reichsgericht selbst des längeren erklären durfte, warum und wie diese Lehre, auf welcher ja die Messe und damit das römische sogenannte Christentum beruht, einem rechten Christen nur ein Götzendienst sei.“ Die Elberfelder Strafkammer verurteilte ihn deshalb zu sechs Wochen Gefängnis, und der erste Straffenat des Reichsgerichts verwarf die Revision des Angeklagten mit der Begründung: „Es ist vom Gericht dem Rechte des Angeklagten, gegenüber unmotivirten und ungeeigneten Angriffen in den Wupperthaler Volksblättern sich zu verteidigen, Rechnung getragen. Das Gericht erkennt jedoch, es sei das Recht der Selbstverteidigung überschritten, und es sei der Angeklagte zu einer Verhöhnung und Beschimpfung einer Einrichtung der katholischen Kirche vorgeschritten. Es sei ihm auch die Absicht zuzutrauen zu dieser Verhöhnung und Beschimpfung. Diese thatsächlichen Feststellungen, welche keinen Rechtsirrtum erkennen lassen, genügten zur Verurteilung.“ — Dem Verurteilten ist eine vom Presbyterium und der Repräsentation der Remscheider Kirchengemeinde beschlossene Adresse überreicht worden, welche neben der Versicherung, daß die reichsgerichtliche Entscheidung in keiner Weise sein Verhältnis zur Gemeinde getrübt habe, den Ausdruck des unentwegten Vertrauens der kirchlichen Gemeindebehörden und der Ueberzeugung enthält, daß sein Wirken stets zum Segen der Gemeinde gereichen werde. Auch wurde ihm eine von 3100 Unterschriften bedeckte Adresse der evangelischen Bürgerschaft Remscheids überreicht,

*) Wegen der bevorstehenden Wahlbewegung auf Ende Februar verschoben

welche ähnliche Gefühle ausdrückt und mit den Worten schließt: „In unserer Wertschätzung kann uns der Umstand nicht irre machen, daß in einem durch einen versteckten Gegner aufgedrungenen, sachlich siegreich ausgefochtenen Kampfe eine scharfe Aeußerung Ihnen eine harte Strafe zugezogen hat. Es liegt uns vielmehr am Herzen, Ihnen aus dem Vollgefühl unseres protestantischen Gemeindebewußtseins heraus einmütig zu erklären, daß Ihre Gemeinde Ihnen, hochverehrter Herr Pastor, unbeirrt durch die letzten Ereignisse, unwandelbare Liebe, herzliche Zuneigung und festes Vertrauen nach wie vor entgegenbringt." — Außerdem haben die Vertretungen der Gemeinde beschlossen, für den Pfarrer Thümmel und den Redakteur der Remscheider Zeitung ein Gnadengesuch an den König zu richten auf Erlaß der Gefängnisstrafe oder Umwandlung in Geldstrafe. Pfarrer Thümmel soll für seine Person dieses Vorgehen abgelehnt haben.

(Die Verhandlungen mit Rom und die Germania) Mit Bezug auf eine römische Korrespondenz der Berliner Germania, des Hauptes der deutschen Zentrumspresse, wurde der Köln. Ztg. aus Berlin geschrieben: Auf Grund der von mir an der maßgebenden Stelle eingezogenen Erkundigungen bin ich in der Lage, diese ganze Meldung der Germania als jeder thatsächlichen Grundlage entbehrend zu erklären. Zu den Verhandlungen, welche in Rom geführt werden, finden Vertrauensmänner der Germania keinen Zutritt, und die genannte Zeitung giebt alter Gewohnheit nach ihrem Aerger dadurch Ausdruck, daß sie über Dinge, von denen sie keine Kenntnis haben kann, ihren Lesern ein Märchen auftischt. Wenn erst die Germania von den Beziehungen der Kurie zu der preußischen Regierung Kenntnis erhalten würde, dann wäre dies für den Stand der Verhandlungen ein sehr schlimmes Zeichen, weil man dann sicher sein müßte, daß das Blatt alles aufbieten würde, um einen versöhnenden Abschluß zwischen Staat und Kirche zu verhindern. Diese Auffassung herrscht — und das mag sich die Germania doch endlich merken — nicht etwa bloß in der Wilhelmstraße zu Berlin, sondern glücklicherweise auch zu Rom in den „Gemächern des Vatikans." — Das wäre ja sehr erfreulich.

(Franziskanerinnen in Elberfeld) Der Unterrichtsminister hat, der Frankf. Ztg. zufolge, der Genossenschaft der Franziskanerinnen aus dem Mutterhause zu M.-Gladbach die Erlaubnis erteilt, die Leitung in dem Elberfelder Erziehungshause für katholische Waisen und verwahrloste Kinder zu übernehmen.

(Der päpstliche Nuntius in Paris) Die römische Kurie hat immer den rechten Mann für den rechten Posten. So wird der Kreuzz. über den Nuntius in Paris geschrieben: „Die Kirche hat nie einen besseren Vertreter in Paris gehabt als Herrn di Rende. Er ist ein vollkommener Weltmann, von einnehmendem Aeußeren, noch jung, geistreich, von schlagendem Witz und Philosoph, wie es häufig italienische Prälaten sind, sobald sie den höheren Ständen entstammen. Der jetzige Nuntius leistet dem Papsttum Dienste, wie noch keiner seiner Vorgänger es imstande gewesen ist. Man sagt, doch will ich das nicht verbürgen, daß Herr di Rende weit mehr, als man denken sollte, mit der neuesten politischen Wendung und der vielbesprochenen Zusammenkunft der Herren von Freycinet und Ferry im Elysée zu thun hat. Auch die Damen des Elysées werden mit dieser Angelegenheit in Verbindung gebracht. Frau Grévy ist seit langer Zeit eine einfache, gute Katholikin. Ihre kluge Tochter, Frau Wilson, hat den sehnlichen Wunsch, die Gattin eines Ministers zu werden. Doch sie empfindet sehr wohl, daß ihr Mann hierzu durchaus nicht auf dem rechten Wege ist; um so mehr ist sie persönlich bestrebt, diesen Weg ausfindig zu machen. Mit den Verhältnissen vertraute Personen versichern, daß der Nuntius und die Familie Wilson auf seiten des zukünftigen Ministeriums Ferry-Freycinet stehen. Man wird es mit allen Mitteln unterstützen, vielleicht sogar die Feindseligkeiten gegen die Kongregationen fallen lassen."

(Rom und die Revolution in Irland) Nachdem bereits der Erzbischof von Dublin neulich seltsame Lehren über das Doppeleigentum am Lande verlauten ließ, hat der Erzbischof von Tuam ein Schreiben an Herrn Culkin, den Präsidenten der Nationalliga, gerichtet, in welchem sich u. a. folgende Stelle befindet: „Sie haben meine volle Sympathie, nicht die wohlfeile Sympathie bloßer Worte, sondern Sie können fest darauf rechnen, daß ich entschlossen bin, Sie durch alle Mittel zu unterstützen, welche mir zu Gebote stehen, um das Ziel, welches Sie sich gesteckt haben, zu erreichen." — Ueber den Feldzugsplan äußert sich der Erzbischof wie folgt: „Vor allem wird der Einwand erhoben, ob denn eingegangene Verträge nicht gehalten werden sollen? Falls die bindende Kraft der Verträge in Frage gestellt wird, wird die Gesellschaft dann nicht in ihren Grundvesten erschüttert, zumal wenn solche Verträge staatlich sanktionirt sind? Gewiß, wenn die Verträge wirklich giltig sind; aber sind die Abkommen zwischen der großen Menge der Gutsherren und den Pächtern wirklich giltige Verträge? Ich behaupte ohne Zögern: nein. Das erste und wichtigste Vorerfordernis eines Vertrages besteht in der Freiheit der beiden kontrahirenden Parteien. Bei dem Abkommen zwischen der großen Mehrzahl der Gutsherren und der Pächter in Irland war nur eine Partei frei, nämlich die Gutsherren, welche den Pächtern Bedingungen auferlegen konnten ganz nach ihrem Belieben. Im Falle der Nichtannahme stand den Pächtern nur Verbannung oder das Armenhaus offen."

(Wachstum des Protestantismus in Nordamerika) Daß das evangelisch-protestantische Christentum in den Vereinigten Staaten im steten Fortschreiten begriffen ist, hat Dr. Parkhurst in North American Review statistisch nachgewiesen: Die Zahl der evangelisch-protestantischen Kirchen in den Vereinigten Staaten ist in dem Zeitraume von 1800 bis 1880 von 3030 auf 97090 gestiegen, die Zahl der Glieder während derselben Periode von 364006 auf 10065000. Im Jahre 1800 gab es ein Kirchenglied in diesen Kirchen für je $14\frac{1}{2}$ Einwohner im ganzen Lande; im Jahre 1850 ein Kirchenglied für je $6\frac{1}{2}$ Einwohner; im Jahre 1870 ein Kirchenglied für je $5\frac{3}{4}$ Einwohner; im Jahre 1880 ein Kirchenglied für je 5 Einwohner. In diesem Zeitraume hat die Bevölkerung des Landes um 116 Prozent zugenommen, die Gliederschaft der evangelisch-protestantischen Kirchen aber um 185 Prozent. Die Gaben für äußere und innere Mission betrugen im Jahre 1810 ungefähr 800000 M., während sie jetzt auf die Summe von 516 Millionen Mark gestiegen sind. (E. G. f. R. u. W.)

(Trinkerasyle in Hannover) Auf Anregung des auf dem Gebiete der inneren Mission sehr thätigen Pastors Baustaedt in Döhren bei Hannover hat sich Ende November in Hannover ein Verein gebildet, welcher behufs wirksamer Bekämpfung der Trunksucht die Errichtung von Trinkerasylen in der Provinz anstrebt. In der konstituirenden Sitzung wurde hervorgehoben, daß an den Vorstand der Arbeiterkolonie in Kästorf wöchentlich ein bis zwei Anfragen gelangten, ob man nicht gewillt wäre, in dem fraglichen Sinne vorzugehen, damit auf diese Weise die Errettung der Trinker von ihrem Elende ernstlich in Angriff genommen werden könne. Glaubte man sich so der Arbeit an den Trinkern durch Anlegung von Asylen nicht entziehen zu können, so verhehlte man sich doch nicht, daß die Sache augenblicklich ihre großen Schwierigkeiten habe, da die Asylisten nicht mit Gewalt zurückgehalten werden könnten und daher vielfach geneigt wären, schon nach kurzer Zeit in ihre früheren Verhältnisse zurückzukehren, um dann ihrem alten Laster wieder zum Raube zu fallen. Gerade diesem Umstande glaubte man die Geringfügigkeit der Erfolge zuschreiben zu müssen, welche bisher die in Deutschland bereits bestehenden Trinkerasyle erzielt haben. Man wies daher auf ein in England bestehendes Gesetz hin, nach welchem ein Trinker, der vor dem Friedensrichter und zwei Zeugen erkläre, daß er eine bestimmte Zeit in einem Asyle zubringen wolle, diese Zeit auszudauern gezwungen sei. Dadurch werde die Möglichkeit gegeben, daß sich der Wille hinreichend kräftige, um späteren Versuchungen gegenüber Stand zu halten, und man erziele in England die Besserung von 32—33 Prozent Asylisten. So wurde denn beschlossen, vor allem darauf hinzuwirken, daß unsere Reichsgesetzgebung eine ähnliche Bestimmung erhielte und dadurch die zu einem größeren Erfolge erforderliche Grundlage für die ins Auge gefaßten Bestrebungen geschaffen würde. Zugleich aber faßte man den Beschluß, auf die Errichtung von zwei Trinkerasylen in genannter Provinz hinzuwirken, von denen das eine in Kästorf zu gründende Unbemittelten, das andere mit dem Stephansstifte bei Hannover zu verbindende Bemittelten eine Zufluchtsstätte bieten soll. Daß in beiden eine religiöse Zucht mit angestrengter Thätigkeit Hand in Hand zu gehen habe, darüber war man einig. (Rb.)

(Britische Bibelgesellschaft) Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat in dem Geschäftsjahre 1885/86 durch freiwillige Beiträge 2657483 Mark, durch Verkauf von heiligen Schriften 2110354 Mark, im ganzen 4767838 Mark eingenommen. Die Vermächtnisse haben 900978 Mark betragen. Die Gesamtausgabe betrug 4814575 Mark. An Bibeln und einzelnen Teilen der heiligen Schrift sind aus dem Depot in London 2192819 Exemplare, aus den Depots im Auslande 1931085 Exempl., in Summa 4123904 Exempl. verbreitet, und zwar 831513 ganze Bibeln, 1816186 Neue Testamente und 1476205 Teile. Die Thätigkeit der Gesellschaft erstreckt sich über alle europäischen Staaten, über Sibirien, das russische Turkestan, Zentral-Asien, Transkaukasien, Persien, Indien, China, Korea, Japan, Süd-Afrika, Madagaskar, Aegypten, Abyssinien, Arabien, Australien, Melanesien und Polynesien, die Argentinische Republik, Brasilien, Britisch-Guinea, Westindien und das Britische Nordamerika. Gegenwärtig ist die Bibel, teils ganz, teils in einzelnen Teilen, in 267 Sprachen übersetzt.

(Der Auswurf Londons) Die Dezembernummer des Fortnightly Review enthält unter dem Titel „Der Auswurf Londons" aus der Feder des mit den Verhältnissen vertrauten Geistlichen Reaney eine Schilderung des grenzenlosen Elends im Ostende der Riesenstadt. Darin heißt es u. a.: Von den 800000 Einwohnern dieses Stadtteiles wohnen nur etwa 180 Familien in Privathäusern, für welche 60 Pfd. Sterl. Miete jährlich gezahlt wird. Der Hunger kommt als Erbteil vom Vater auf den Sohn. Der Knabe im Ostende bildet einen ganz anderen Schlag, als in den übrigen Stadtteilen. Frauen arbeiten für $\frac{3}{4}$ Penny die Stunde, 12, 14 oder 16 Stunden den Tag. Hemden werden genäht für $\frac{3}{4}$ Penny das Stück, flanellene Unterhosen für die Invaliden von Chelsea für 1 Schilling 3 Pence pro Dutzend, Gamaschen für Soldaten zu 2 Schilling das Dutzend. Das Elend im Ostende ist nicht vorübergehend, es ist chronisch, es beruht, wie ein Mansion-House-Bericht sagt, in den ökonomischen Bedingungen. Die Leute kämpfen dagegen, aber es ist ein Kampf mit dem Schicksal. Dann häuft sich in dieser Armenstadt „der Abschaum Londons", der Auswurf des ganzen Landes an, trunksüchtig und faul, schlau wie ein Fuchs, wollüstig und mit Begierden, die unnennbar sind. Dieses Jahr ist das Hopfen- und Obstpflücken schlechter gegangen, und der Sommer ist daher keine Zeit der Erholung gewesen. Die Berichte der Armenpfleger scheinen zu ergeben, daß das Elend dieses Jahr nicht ungewöhnlich groß ist, aber nur dem Scheine nach, da das Armengesetz jetzt mit größerer Schärfe gehandhabt wird.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach (Sachsen)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig